

Zeitschrift:	Schweizerische Geometer-Zeitung = Revue suisse des géomètres
Herausgeber:	Schweizerischer Geometerverein = Association suisse des géomètres
Band:	10 (1912)
Heft:	2
 Artikel:	Vierzehn Monate bei Eisenbahnarbeiten im Urwald von Kamerun [Schluss]
Autor:	Pestalozzi, Emil
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-182118

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vierzehn Monate bei Eisenbahnarbeiten im Urwalde von Kamerun.

Von Emil Pestalozzi.

(Schluss).

Am dichtesten und undurchdringlichsten selbst fürs Auge schliessen sich die Reihen in der niederen Region. Hier hausen die Scharen der Jungen und der Zwergvölker des Urwaldes, die niedrigen Gebüsche, die Gräser, die Sträucher. Was ihnen an Kraft und Wuchs fehlt, ersetzen sie durch Zahl und Fülle, durch Anmut und Farbenschönheit ihrer Blüten. Brennende Farben herrschen in der Tropenflora vor. Grellrote Dolden oder Tulpenblüten, die keck aus dem dunkeln Grün hervorbrechen, wechseln mit den mannigfach gefärbten bunten Kelchen der zahlreichen Ranken- und Schlinggewächse, die im Gebüsch und über dem Boden entlang kriechen und ihre Ausläufer selbst auf den von Menschenhand mühsam gebahnten Weg aussenden, die aber auch hinauf ins dichte Laubwerk klettern und aus ihm heraus ihre Blütenköpfe der Sonne entgegenrecken. Und wenn ein Fluss den Urwaldboden durchquert oder sonst eine Wasserstelle sich findet, dann spriesst das Leben doppelt reich empor; hier gibt es dauernd frischen Trank in der Tropenhitze. Hier sind die bevorzugten Stände. Aber auch die andern entbehren der Labung nicht. Häufig genug spendet ihnen der Himmel Erfrischung. Er kündigt sie an durch einen Vorläufer, den Wind, der zu mancher Jahreszeit eine gar unwirsche Sprache reden kann. Und wenn dann der Tornado mit Blitz und Donner durch den Urwald fährt, dann schwillt das Geflüster in ihm zu gewaltigen Tönen an. Ächzend murren die alten Herren, dass er so unsanft ihnen die ehrwürdigen Häupter zerzaust. Die kleinern Nachbarn stecken die Köpfe zusammen und erzählen sich rauschend ihre Geschichten. Wohl bringt er einem morschen Alten den letzten Todesstoss, so dass er mit lautem Stöhnen zu Grabe sinkt; wohl raubt er gar manchem eine Zacke seiner Krone; aber er sorgt auch dafür, dass tausendfältiger Samen über den Waldboden verstreut wird, dem der nachfolgende Regen zu keimendem Leben verhilft. Tausendfältig ist das Pflanzenleben des Urwaldes und tausendfältig auch das Leben der Tierwelt in ihm. Wenn schon es sich den neugierigen Blicken der Menschen

mehr entzieht und lieber versteckt im Waldesdunkel sich entfaltet, so trifft der Wanderer doch überall noch gernug von ihm an. Wie viele Vögel scheucht er auf, oft mit schillerndem, buntem Gefieder; wie oft hört er einen Lockruf oder einen Warnungsschrei; wie oft schreckt er die laut kreischenden Papageien und den mit schwerem Flügelschlage davon rauschenden Nashornvogel auf! Zahlreiche Schmetterlinge, Käfer und sonstige Insekten fliegen vor ihm her, ungezählte Tausende geschäftiger Ameisen kreuzen in emsiger Arbeit seinen Weg, Eidechsen rascheln im Laub. Scheuer sind die Vierfüssler; Dreistigkeit und Neugier zeigt nur der Affe. Hat der Wanderer Glück, so sieht er auch wohl eine Antilope im Dickicht verschwinden oder er hört nachts den Elefanten am nahen Wasser, den Eingeborenen höchst unwillkommene Gäste, die ihre Anpflanzungen, die sie auf mühsam gerodeter Stelle angelegt haben, erbarmungslos verwüsten. Welch ungeheurer Gegensatz zwischen unsren heimatlichen Forsten und dem afrikanischen Urwald! Dort nur wenige Arten in Reihen gehaltener, gepflegter Stämme, hier hundertfach wechselnde Vegetation. Dort das Bild wohlgepflegter, gleichmässiger Ordnung, von Menschenhand gemeisterter Natur, hier das wilde Chaos, das kühn noch den menschlichen Eingriffen trotzt.

Und doch, gehen wir zweitausend Jahre zurück, eine für die Äonen der Weltentwicklung kurze Spanne Zeit, so hatten auch unsere deutschen Gaue den Urzustand des Waldes, den Urzustand der Rasse und auch in ihnen verursachte eine fremde Kultur, freilich eine sterbende, die römische, das Werk der Kolonisation.“

Es lag ursprünglich in meiner Absicht, mein Reiseziel, eine mir in Duala bezeichnete Flusskreuzung, in drei Tagen von Edea aus zu erreichen. Allein schon am zweiten Tage, anlässlich eines Flussüberganges sah ich ein, dass ich mindestens einen Tag mehr opfern müsse. Ein Tag, zwei, ja eine ganze Woche spielen in Afrika keine Rolle, denn von dem Eilen der Zeit hat der Neger absolut keinen Begriff. Kommst Du nicht heute, so kommst Du morgen und kommst Du nicht morgen, so kommst Du immer noch zu rechter Zeit, also nur keine Überstürzung; nach diesem Grundsätze leben die Neger, sterben und werden selig.

Endlich an Ort und Stelle angelangt, ging ich nach einem wohl verdienten Ruhetage daran, mir ein sogenanntes Buschhaus

mit allem Zubehör zu bauen. Nachdem dies geschehen, begann nach $1\frac{1}{2}$ monatlichem Unterbruche meine Berufstätigkeit wieder. Dieselbe bestand zunächst in den schon beschriebenen Routenaufnahmen nach Schrittmass mit Hilfe von Kompass und Aneroidbarometer. Damit die täglichen Schwankungen des Luftdruckes die Genauigkeit der Barometerhöhen nicht allzu sehr beeinträchtigten, hatte ich mir von Edea aus einige Mittelwerte für Tageskurven mitgenommen; überdies sandte eine andere Gruppe, welche in ca. 10 km Abstand zu zweit arbeitete, alle paar Tage die Tageskurven, welche der Zuhausebleibende beobachtete, an ihre Nachbarn. Die ebenfalls vorerwähnten Siedelpunkte wurden nach der Jordan'schen Barometerformel ausgewertet.

Der Zweck der Kamerun-Mittellandbahn ist in erster Linie ein strategischer, in zweiter Linie soll die 360 Kilometer lange Bahn eine schnellere und vor allem eine bequemere und billigere Transportgelegenheit bilden für wichtige Exportartikel aus dem Hinterlande, namentlich Gummi. Der Süden Kameruns, durch welchen die Bahn führen soll, ist terrassenförmig aufgebaut. Selbstverständlich bilden in dem Urwalde die Flüsse, soweit dieselben schiffbar sind, jetzt noch die Hauptverkehrsadern des Landes. An den Stellen aber, wo diese Flüsse eine Talstufe zu überwinden haben, bieten die auftretenden Fälle und Stromschnellen dem Verkehr hie und da unüberwindliche Hindernisse. Einer dieser Verkehrswege ist der Njong-Fluss. Derselbe ist hinter der obersten Talstufe noch mehrere Tagereisen schiffbar. Die Bahn muss also, wenn sie der Förderung des Handels dienen soll, über diese oberste Stromschnelle hinausgehen, um eine Stelle zu erreichen, wo die Waren, die auf dem Fluss heruntergekommen sind, in die Waggons verladen werden können, um in ein bis zwei Tagen die Küste zu erreichen. Um von Duala aus an diese Stelle im obern Njontale zu gelangen, ist es notwendig, zwei Flusssysteme mit ihren unzähligen, teils sehr bedeutenden Nebenflüssen zu kreuzen. Der Zweck der Routenaufnahmen war also, herauszufinden, welche Nebentäler und Wasserscheiden sich zur vorteilhaftesten Linienführung eignen. Wenn irgend möglich, benützt man immer die Wasserscheiden, denn es ist in Afrika vorteilhafter, grosse Einschnitte und Dämme zu bauen, selbst auf Kosten der Länge. Grosse Brückenbauten

müssen vermieden werden, weil dieselben aus naheliegenden Gründen in diesen Gegenden unverhältnismässig mehr kosten als in Europa, weshalb sich ihr Ersatz durch die billigen Erdarbeiten, auch bei einer entwickelten Strecke, rechtfertigt.

Nach fünf Monaten waren die Erkundungsarbeiten soweit gediehen, dass man sich auf ungefähr eine Länge von 80 km über die rationellste Linienführung im Klaren war, so dass ich für den Rest meiner Vertragszeit zu einer weniger anstrengenden Tätigkeit übergehen konnte. Es wurden nach den Aufklärungskarten Sektionen von je sechs Kilometer Länge gebildet, welche von einem Landmesser bearbeitet werden mussten. Man legte in dem Urwalde einen Polygonzug, der sich möglichst der definitiven Linie anschmiegen sollte, und fixierte denselben genau nach Lage und Höhe. Von diesem Polygonzug aus wurden vermittelst Profilen Seitenaufnahmen bis zu 400 m gemacht. Die Höhenaufnahme des Hauptzuges hatte durch ein genaues Nivellement zu geschehen. Die Methode der Seitenaufnahme war jedem freigestellt, Staffelmethode, Stationieren mit Nivellieren, und Tachymetrieren kamen zur Anwendung. Ich gab dem letzteren den Vorzug. Als höchste Tagesleistung, aber erst nach zweimonatlicher Einübung der schwarzen Lattenträger, gelang es mir, etwas über 200 Punkte im Tage aufzunehmen.

Ich erwähnte vorhin, dass diese speziellen Vorarbeiten weniger anstrengend gewesen seien als die generellen Erkundungen. Dies bedarf noch der näheren Begründung. Bei den speziellen Arbeiten wohnte man angenähert in der Mitte seiner sechs Kilometer-Sektion, hatte also im Maximum im Tage je drei Kilometer auf dem Hin- und Rückwege zurückzulegen. Bei ersteren war eine tägliche Marschleistung von 10—12 km nichts Aussergewöhnliches. Wer die afrikanischen Wegverhältnisse nicht kennt, wird bei der Erwähnung von 12 km vielleicht mitleidig den Kopf schütteln; hätte er aber eine Stunde lang ohne Weg oft bis über die Knie im Wasser und Sumpf zu waten, so würde er doch bald eines Bessern belehrt. Wird man durch einen Tornado, einem unserer Gewitter grössten Massstabes vergleichbar, überrascht, und hat man, völlig durchnässt, noch einen Heimweg von zwei bis drei Stunden vor sich, so ist es nicht zum verwundern, wenn der

Humor unter den Gefrierpunkt sinkt und sich einige Tage später ein Malariaanfall einstellt. In solcher Lage gelangt man so recht zum Bewusstsein, dass Kamerun nicht das Land ist, das man sich zum bequemen Leben aussuchen muss.

Gerade so ein Fieberanfall ist dazu angetan, die Leute auf die Probe zu stellen; da zeigt es sich, ob der Betreffende nur aus Abenteuerlust und in Unterschätzung der ihn erwartenden Gefahren hinausgegangen ist. Wer da gleich den Mut verliert, wie ich es an vielen beobachtet, der hätte sichs besser überlegen sollen in ein Land zu gehen, das das Einsetzen der vollen Persönlichkeit ohne Rücksicht auf bequeme Gewohnheiten verlangt.

Bevor ich zum Schlusse komme, möchte ich die Gelegenheit nicht versäumen, einige Vergleiche zu ziehen zwischen den zwei Schutzgebieten, in welch jedem ich über ein Jahr gearbeitet habe.

Die Entfernung zwischen Togo und Kamerun beträgt, wie ich einleitend schon bemerkt habe, $3\frac{1}{2}$ Tagereisen. Beide liegen fast genau auf derselben geographischen Breite. Togo ist ein sonnenreiches, aber regenarmes Land, indessen die Küste von Kamerun, mit Ausnahme einiger in Brasilien am Amazonenstrom gelegener Landesteile, das regenreichste Land der Welt genannt werden kann. Es fällt dort in einer Woche oft mehr Regen als in Togo während des ganzen Jahres. Die Togoküste ist nur spärlich bewachsen, aber dicht bevölkert. Kamerun, wo ein dichter, undurchdringlicher Urwald, der unmittelbar hinter der Küste beginnt und ca. 14 Tagereisen ins Innere reicht, ist dagegen bedeutend ärmer an Menschen. Die Negerbevölkerung Togos ist friedlich und steht auf einer relativ hohen Stufe der Kultur. In ganz Kamerun aber lebt eine unzugängliche Rasse, und im Innern des Südens findet man sogar noch Kannibalen. Ich verweise dabei auf einen Fall, der letzten Sommer auch in schweizerischen Zeitungen zu lesen war, da ein junger Kaufmann namens Brettschneider von Kannibalen überfallen und verspeist worden ist. Der junge Mann war allerdings, das schrieben die wenigsten Zeitungen, zum Teile selbst schuld an seinem traurigen Ende. Er wurde auf den Militärstationen gewarnt, sich in jene berüchtigten Gegenden zu wagen, allein der wertvolle Gummi, den er sich dort zu holen gedachte, liess ihn nicht auf die

Warnungen hören. Unvorsichtigerweise marschierte er ohne jegliche Waffe an der Spitze seiner Trägerkolonne und wurde an einem Flussübergange von den Kannibalen überfallen. Es ist ziemlich sicher, dass er auch dann noch mit dem Leben davongekommen wäre, hätte er seinen Karabiner zur Hand gehabt. Unglücklicherweise wurde derselbe aber von seinem am Ende der Kolonne marschierenden Boy getragen und konnte ihm so nichts mehr nützen. Wie ich von Teilnehmern an der sich daraus notwendig ergebenden Strafexpedition hörte, sollen die Uebeltäter an ihrem Opfer noch entsetzliche Manipulationen vorgenommen haben, bevor sie seinem Leben ein Ende gemacht.

Togo besitzt leider nur einen minderwertigen Boden, auf dem im Hinterlande mit grossen Geldopfern der Regierung der Baumwollbau eingebürgert werden soll, daneben bilden Palmkern und Palmöl die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Kamerun dagegen hat einen äusserst fruchtbaren Boden, geeignet für Kakaoanbau. Ausser Plantagen, die wir in Togo nicht treffen, besitzt Kamerun an Exportartikeln neben den Oelfrüchten das Elfenbein und den momentan noch sehr hoch im Preise stehenden Gummi. Da letzterer im Raubbau gewonnen wird, so sind jetzt schon grosse Gebiete ihres Bestandes an ertragsfähigen Bäumen auf Jahrzehnte hinaus beraubt und die Kaufleute, welche begreiflicherweise hinter diesem rentablen Artikel her sind, sehen sich gezwungen, denselben in immer entlegeneren Gegenden zu holen. So geschieht es, dass man vom Süden Kameruns sagen kann, dass die Flagge dem Handel folgt, statt umgekehrt, wie es eigentlich der Fall sein sollte.

Ein weiterer Vergleich, der zu Gunsten Togos gegenüber Kamerun spricht, ist der Wegebau. Dort wird das ganze Schutzgebiet von einem für tropische Verhältnisse guten Wegenetz durchzogen, auf welchem das Fahrrad, ja sogar Automobile verkehren können. In Kamerun dagegen ist man in dieser Beziehung noch weit zurück. Nicht einmal alle Hauptstationen sind durch anständige Strassen verbunden. Billigerweise müssen hiebei aber auch die Verhältnisse berücksichtigt werden, welche dort und da beim Wege- wie beim Bahnbau massgebend sind. Im Urwalde Kameruns müssen beispielsweise auf einen Kilometer so viele Baumriesen gefällt werden, wie selbst in den bewaldetsten Gegenden Togos auf die zehnfache Strecke.

Eine weitere Ursache, welche den Weg- und Bahnbau erschwert, sind die in Kamerun weit intensiveren und länger anhaltenden Regengüsse, welche den mühsam angelegten Weg- und Bahnkörper in wenigen Stunden wieder zerstören können. Es bleibt noch ein Wort zu sagen über den Elfenbeinexport; derselbe ist in Togo minim, während Kamerun allein im Jahre 1909 65000 kg Elfenbein ausführte. Da das Durchschnittsgewicht eines Elefanten Zahnes 7—8 kg beträgt, müssen für diese jährliche Ausfuhr nahezu 4000 Elefanten erlegt werden. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass, um die angegebene Gewichtszahl von 65000 kg zu erreichen, noch altes, sich im Besitze von Eingeborenen befindliches Elfenbein verhandelt wurde. Obwohl sich noch ungezählte wilde Elefantenherden in den Urwäldern Kameruns herumtreiben, muss doch die Elfenbeinquelle in absehbarer Zeit versiegen, da nachweislich ein Elefantenpaar nur ca. alle 5 Jahre ein Junges in die Welt setzt.

Ein weiterer grosser Unterschied in der Entwicklung beider Schutzgebiete liegt in ihrem Geldverkehr. Während der Reisende in Togo bis zu 10 Tagereisen weit ins Innere hinein die notwendigen Bedürfnisse mit Geld einhandeln kann, ist er in Kamerun schon nach dem ersten Tagesmarsche genötigt, die Lebensmittel, die er nicht selbst mit sich führt, gegen Tabak, Salz und andere Artikel einzutauschen. Nur in den Küstenstädten wird mit Geld gehandelt, doch ist auch hier das Fünfzigpfennigstück die kleinste Münze.

Die Jagd ist in Kamerun ungleich reichhaltiger als in Togo. Während dort die Hauptnahrung aus Hühnern besteht, ist man in Kamerun in der Lage, wenigstens jeden zweiten Tag frisches Antilopenfleisch zu bekommen. Natürlich ist der Europäer, am wenigsten der vielbeschäftigte Landmesser, in der Lage, sich sein Fleisch selbst zu schiessen. Zu diesem Zwecke wird ein schwarzer Jäger engagiert, mit dem man einen festen Monatslohn vereinbart. Je nach der Gegend, in der man sich aufhält, kann dieser die Küche mit Antilopen, Wildschwein oder wildem Geflügel versehen. Eventuell muss man sogar mit Affenfleisch zufrieden sein, denn in der Not frisst der Teufel Fliegen. Uebrigens ist der Genuss dieses Fleisches nicht so widerwärtig, als man sich vorstellen möchte, nachdem sein Haut-goût mit Essenzen etwas unterdrückt worden ist. Sogenanntes afrika-

nisches Edelwild, Elefanten, Nilpferd, Strauss, Giraffe dürfen nur nach Lösung eines Jagdscheines gegen eine Gebühr von M. 100 geschossen werden und zwar nur je ein Exemplar. Um dem Aussterben dieser seltenen Tierarten vorzubeugen, entscheidet jeweils das Gouvernement, ob überhaupt ein solcher persönlicher Jagdschein ausgestellt werden soll. Ein Einzelner kann nicht mehr als 3 Jagdscheine jährlich beziehen. Stellt es sich nachträglich heraus, dass der Betreffende, z. B. bei einer Elefantenjagd, das Tier nicht selbst erlegt, sondern durch einen schwarzen Jäger hat schiessen lassen, so gewärtigt er nebst einer Busse von 500—1000 M. den Entzug sämtlicher Schusswaffen. Die Elefantenjagd, so interessant dieselbe ist, verlangt einen grossen Zeitaufwand. Wird z. B. ein sitzendes Tier nicht richtig getroffen, so springt es auf und sucht in den meisten Fällen das Weite. Wäre der Elefant nicht so kurzsichtig, und würde er seine Feinde erblicken, so wären wahrscheinlich mehr Unfälle zu verzeichnen. Es kann aber auch so noch gefährlich werden, denn in der einmal eingeschlagenen Richtung sucht er sich so schnell wie möglich den Weg frei zu machen. Da werden Bäume wie Zündhölzer zerbrochen, und wenn sich der Schütze nicht flüchten kann, so riskiert er, von einem fallenden Baume erschlagen zu werden. Bis ein angeschossenes Tier zu Falle kommt, ist oft eine Verfolgung von mehreren Tagen notwendig. Ist der Moment erreicht, und hat das Tier seinen letzten Todesstoss empfangen, so kann erst noch eine grosse Enttäuschung eintreten. Die zuerst aus der Ferne als mächtig erachteten Zähne erweisen sich zum grossen Teile als hohl, und erreichen sie gar ein Mindestgewicht, das von der Regierung bestimmt ist, nicht, so gewärtigt der Schütze ebenfalls eine gesalzene Busse. Die Elefantenjagd ist also nicht nur gefährlich und kostspielig, sie kann auch sehr enttäuschend sein. Ein Tier, auf welches zu schiessen überhaupt verboten ist, ist der im Aussterben begriffene Gorilla; derselbe darf nur noch ausnahmsweise für wissenschaftliche Zwecke gejagt werden.

Zum Schlusse erlaube ich mir, noch einige Bemerkungen über die Bevölkerung niederzuschreiben, möchte dabei aber im voraus bemerken, dass ich nicht im Sinne habe, eine ausführliche Beschreibung über das Leben und Treiben der Togo- und Kamerunneger zu geben. Ich möchte lediglich einige Punkte

streifen, welche uns Vermessungsleute besonders betreffen, denn nicht jeder, der nach Afrika geht, hat Gelegenheit wie wir, die oft wochenlang allein mit unsren Leuten sind, mit dem Neger näher verkehren zu müssen. Der Umgang mit dem schwarzen Manne muss gelernt sein und ist nicht so leicht, wie sich mancher anfangs vorstellen möchte. Wer befehlen will, der muss auch gehorchen können; dieser Grundsatz gilt nicht nur für Europa, sondern auch in noch weiterem Umfange in Afrika. Ein unreifer und unfertiger Charakter, der selbst noch der Erziehung bedarf, wird deshalb nie mit den schwarzen Eingeborenen auskommen können. Der Neger gleicht in fast allen Punkten einem unerzogenen Kinde; er lebt in einer freigebigen Natur, die ihm beinahe alles ohne einen grossen Arbeitsaufwand seinerseits liefert, und ist deshalb verzogen. Gleich wie bei der Erziehung eines Kindes, wo es Fälle gibt, in denen man ohne Schläge auskommt, und deren, wo man notwendig zum Stocke greifen muss, verhält es sich auch beim Neger.

Ob der Neger arbeiten will und kann, zwischen diesen zwei Begriffen besteht ein grosser Unterschied. Dass er arbeiten kann, ist keine Frage; man braucht nur hinzusehen, wie er oft tagaus, tagein eine schwere Last auf dem Kopfe die heisse Strasse entlang trägt, ohne zu murren, oder wie z. B. die Kru-neger die schweren Löschungsarbeiten vom Dampfer in die Brandungsboote besorgen und mit den beladenen Kähnen vom frühen Morgen bis spät in die Nacht den Verkehr zwischen Küste und Dampfer vermitteln. Beim Neger fehlt es gewöhnlich nur am Willen zur Arbeit, besonders zu einer geregelten Arbeit, von welcher er keinen persönlichen Nutzen einsieht. Da bedarf es eben hie und da von seiten des Beaufsichtigenden eines kräftigen Antriebes. Die Art dieses Antriebes richtig zu treffen, das ist die grosse Kunst, mit Schwarzen auszukommen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es am besten ist, wenn sich die Neger vor der Energie des Weissen fürchten. Eine Tracht Prügel, am richtigen Platze angebracht, ist oft viel wirksamer als lange Strafpredigten in einer Sprache, die der Mann vielleicht nicht versteht. Eine ungerechte Strafe ist allerdings auch dazu angetan, den Schwarzen auf lange Zeit hinaus kopfscheu zu machen und ihn zu verbittern. Hält man umgekehrt die Zügel zu schlaff, so wird diese Milde falsch verstanden und

vom Neger als Schwäche ausgelegt. Die Folge davon ist, dass man die Oberhand über seine Leute verliert. Gerade bei unserem Berufe ist diese Arbeiterbehandlung von grosser Wichtigkeit. Werden die Vermessungen, wie es in letzter Zeit geschah, im Akkord vergeben, so wird man mit einer verwöhnten Schar von 50—70 Mann, denen man die Löhne selbst bezahlen muss, auf keinen grünen Zweig kommen. Prügelt man dagegen zu fest drauf los, wie dies auch leicht vorkommt, so riskiert man, dass nach der nächsten monatlichen Zahlung alles wegläuft. Dann sitzt man ganz ohne Arbeiter auf dem Trockenen und hat Mühe, solche wieder zu bekommen, da ein einmal erworbenes schlechtes Renommee in dieser Beziehung die Leute monatelang vor dem betreffenden Europäer abschreckt. Ohne Holzfällerei können aber die Arbeiten nicht vorwärtsgehen, und das Ende vom Liede ist, dass die Bauleitung den Betreffenden von den Feldarbeiten, als ungeeignet im Umgange mit Eingeborenen, ins Bureau zurückberuft.

Die von den Missionen gelehrtte Gleichheit vor Gott legt sich der Neger nach seinem Geschmacke zurecht. Er benützt diesen Begriff mit Vorliebe gegenüber dem Europäer, zeigt aber gegenüber anderen Negerstämmen wieder ein ausgesprochenes Rassegefühl. Ein Küstenneger spricht nur mit Verachtung von einem Buschnigger und versteht darunter seine einige Tage-reisen im Innern lebenden Vettern und Basen vom Lande. Was der schwarze Mann an Aeusserlichkeiten dem Europäer abgucken und nachahmen kann, das tut er. Der Abendländer ist glücklich, wenn er in den Tropen in den leichtesten Kleidungsstücken herumgehen kann. Nicht so der Neger: für einen europäischen Anzug werden vom Schwarzen bis zu M. 100.— bezahlt, Sonntags erblickt man auf dem Korso die unglaublichsten Torheiten. Da spaziert ein schwarzer Clerk mit seiner Gattin; er in gelben Stiefeln, schwarzem Gehrock, hinter seinen schwarzen Händen leuchten feuerrote Manschetten, und auf dem Krauskopf sitzt ein tadellos geweisster Tropenhelm. Die Gattin hat nicht minder grossartig Toilette gemacht; leider verrät der dummerweise etwas zu hoch geraffte Rock ein Paar weisse Strümpfe von zweifelhafter Reinlichkeit; auch ist sogar für einen Laien erkenntlich, dass das Korsett nicht nach Mass in Paris angefertigt worden ist. Weniger Vermögende, die es erst zu einem Prunkstück,

z. B. einem schwarzen Smoking mit Seidenspiegeln gebracht haben, führen diesen spazieren und zwar direkt ohne Hemd auf dem schwarzen Leibe, als Beinkleid dient das landesübliche Lendentuch, kurz Lavalab genannt. Als neueste Spezialität erblickte ich an einem der letzten Sonntage am Strande in Duala einige Dandys mit Monokeln. Meinen Koch ertappte ich einst an einem Schriftstück beschäftigt, worin er an eine Hamburger Firma schrieb und sich die törichtesten Sachen bestellen wollte.

Diese Ausführungen haben vielleicht gezeigt, wie der Neger, seinen Neigungen überlassen, nur von der Oberfläche der europäischen Kultur schöpft, und wenn meine Zeilen überhaupt dazu beigetragen haben, die im allgemeinen zu hohen Begriffe, die man bei uns von der dunkeln Rasse hegt, etwas aufzuklären, so haben sie vielleicht einen kleinen Zweck erfüllt. Wenn das Vorstehende ferner einen kleinen Beitrag dazu geliefert hat, Freunde und Bekannte einen kurzen Blick in das Land tun zu lassen, über welches allerdings von berufenerer Feder schon so viel geschrieben worden ist, so ist der Verfasser dieser Zeilen zufrieden. Obwohl im ganzen mehr Schattenseiten denn Vorzüge hervorgehoben wurden, so kann doch jeder Leser versichert sein, dass einem das Land mit all seinen Gefahren geistiger und physischer Natur doch lieb werden kann und man sich zurücksehnt nach jener Unabhängigkeit, welche die Heimat einem Ueberseer auf die Dauer nicht mehr imstand ist, zu bieten. So natürlich es ist, dass man in schwülen Tropennächten träumt von der schönen nordischen Heimat, eine ebenso natürliche Folge ist es für einen, der zu dem kleinen Prozentsatz erfolgreicher Afrikaner gehört, dass er nach einigen Monaten Heimatsurlaub anfängt zu träumen von den Vorzügen und Annehmlichkeiten des Lebens in den Tropen. Die Sehnsucht wird zuletzt so gross, dass der Moment kaum mehr erwartet werden kann, wo er einen der stolzen, weiss und grün bewimpelten Woermannsdampfer besteigen kann, jene Dampfer, die seit Jahrzehnten mit weissschäumender Bugwelle Nordsee und Atlantischen Ozean durchfurchen, um Kolonisten, seien es Deutsche oder Angehörige anderer Nationen, ihrer zweiten Heimat, ihrem Afrika, entgegenzuführen.

Oberrieden, im Juni 1911.

E. Pestalozzi.